

(Nachdruck verboten.)

75]

Arbeit.

Roman in drei Büchern von *Emile Zola*. Aus dem Französischen übersetzt von *Leopold Rosenzweig*.

Auch Suzanne war von der Katastrophe tief erschüttert, und sie fragte sich, ob sie nicht einen Teil der Schuld daran trage, durch die Schwäche und die stille Ergebung, mit der sie so lange die Schande und den Verrat in ihrem Hause geduldet hatte. Wenn sie sich sofort aufgelehnt hätte, vielleicht wäre das Verbrechen nicht so weit gediehen. Diese Vorwürfe ihres Gewissens machten sie tief elend und öffneten ihre Seele dem Mitleid mit dem jammervollen Menschen, dem sie seit dem schrecklichen Geschehnis in seiner Zerrüttung und Hilflosigkeit durch den verlassenen Garten und das verödete Haus irren sah.

Als sie eines Vormittags den Salon durchschritt, der der Schauplatz so vieler eleganter Feste gewesen war, sah sie ihn zusammengesunken in einem Fauteuil sitzen, laut schluchzend wie ein kleines Kind. Von tiefem Mitleid bewegt, näherte sie sich ihm, mit dem sie seit Jahren außer in Gegenwart von Fremden kein Wort mehr gewechselt hatte.

„Wenn Du Dich der Verzweiflung ergiebst,“ sagte sie, „wirst Du nicht die Kraft finden, deren Du bedarfst.“

Bewirrt darüber, daß sie mit ihm sprach, sah er sie durch seine Thränen an.

„Es hilft nichts, von früh bis abends herumzuirren,“ fuhr sie fort. „Du mußt den Mut aus Dir selbst holen, anderswo wirst Du ihn nicht finden.“

Mit verzweifelter Gebärde erwiderte er leise:

„Ich bin so allein!“

Er war ja eigentlich kein schlechter, nur ein dummer und schwacher Mensch, eine jener feigen Naturen, die der Egoismus herzlos und grausam macht. Und es lag ein solcher Jammer in dem Tone, in dem er klagte, daß sie ihn in seinem Unglück allein lasse, daß sie davon tief gerührt war.

„Du willst sagen, daß Du allein sein wolltest. Warum bist Du, seit all das Schreckliche sich zugetragen hat, nicht zu mir gekommen?“

„Rein Gott,“ stammelte er, „könntest Du mir verzeihen?“

Er ergriff ihre Hände, die sie ihm nicht entzog, und beachtete sein ganzes Vergehen in einem Erguß leidenschaftlicher Reue. Er gestand nichts, was sie nicht schon wußte: seine langjährige Untreue, sein Liebesverhältnis mit dem Weibe, deren Gesellschaft er ihr aufgezungen hatte, die ihn toll gemacht, ihn in den Ruin gejagt hatte. Aber er klagte sich mit so rücksichtsloser Offenheit an, daß sie davon gerührt war wie von einem neuen, vollkommenen Geständnis, dessen Demütigung er sich hätte ersparen können. Und dann sagte er:

„Ja, ich habe Dich viele Jahre hindurch getränkt und beleidigt, ich habe schmachvoll gehandelt. Aber warum hast Du mich auch mir selbst überlassen, warum hast Du keinen Versuch gemacht, mich zurückzuführen?“

Damit berührte er den wunden Punkt ihres Gewissens, das ihr geheime Vorwürfe machte, daß sie vielleicht nicht ihre volle Pflicht gethan hatte, indem sie ihn nicht in seinem Falle aufhielt. Und die Versöhnung, vom Mitleid begonnen, wurde vollendet durch dieses Gefühl schweferlicher Nachsicht.

„Ja,“ sagte sie, „ich hätte vielleicht mehr kämpfen sollen, ich habe zu sehr meinem Stolz und meinem Friedensbedürfnis gehorcht. Wir bedürfen beide des Vergessens, lassen wir die Vergangenheit begraben sein.“

Ihr Sohn Paul ging eben durch den Garten, und sie rief ihn herein. Er war nun ein hübscher, großer Junge von achtzehn Jahren, den sie nach sich selbst gebildet hatte, sehr klug und sehr gut, und besonders frei von allen Klassenvorurteilen, bereit von seiner Hände Arbeit zu leben, sobald die Umstände es erforderten. Er hatte eine starke Liebe zur Erde gefaßt und verbrachte ganze Tage auf dem Pachthof, wo er sich für alle Verrichtungen des Ackerbaues interessierte und mit lebhaftem Anieil das Keimen und Wachsen der Bodenfrüchte beobachtete. Auch jetzt,

als seine Mutter ihn rief, war er grade auf dem Wege zu Feuillat, um einen neuartigen Flug zu beichtigen.

„Komm her, mein Kind, Dein Vater hat Kummer, und ich möchte, daß Du ihn umarmst.“

Vater und Sohn waren einander entfremdet, ebenso wie Mann und Frau. Ganz im Banne seiner Mutter stehend, war Paul in kaltem Respekt vor diesem Manne aufgewachsen, in welchem er den bösen Menschen, den Quäler seiner Mutter ahnte. Nun sah er, ein wenig außer Fassung, seine Eltern an, die beide so bleich und so tief erregt waren. Er begriff, was geschehen war, und umarmte seinen Vater zärtlich; dann warf er sich an die Brust seiner Mutter, um auch sie innig in seine Arme zu schließen. Die Familie hatte sich wiedergefunden, sie durchlebten einen glücklichen Moment, der die Gewähr vollkommener Eintracht in sich zu schließen schien.

Als auch Suzanne ihn umarmt hatte, mußte sich Boisgelin Gewalt anthun, um nicht wieder in Thränen auszubrechen.

„Nun sind wir wieder vereinigt! Ach, meine Lieben, das giebt mir ein wenig Mut. Wir befinden uns in einer so schrecklichen Lage! Wir müssen uns beraten, müssen eine Entscheidung treffen.“

Sie blieben dann noch in langem Gespräch beisammen. Er empfand das Bedürfnis zu sprechen, sich der Frau und dem Sohne mitzuteilen, nachdem er so lange allein unter Verzweiflung und Ratlosigkeit gelitten hatte. Er glaubte Suzanne in Erinnerung rufen zu sollen, wie sie seinerzeit die Werke für eine Million, die Guerdache für eine halbe Million Franks gekauft hatten, aus den zwei Millionen, die ihnen damals geblieben waren, wovon eine Million ihre Mitgift, die andre den Rest seines Vermögens gebildet hatte. Die übrigen fünfmalhunderttausend Franks waren dann Delabau als Betriebskapital ausgehändigt worden. Ihr ganzes Vermögen war also festgelegt, und dazu kam noch, daß infolge der jüngst eingetretenen Schwierigkeiten eine Anleihe von sechsmalshunderttausend Frank hatte aufgenommen werden müssen, die das Unternehmen schwer belastete. Die Werke schienen verloren dadurch, daß eine Feuersbrunst sie eingäschert hatte, denn man hätte erst die sechsmalshunderttausend Frank bezahlen müssen, ehe man an einen Wiederaufbau hätte denken können.

„Was gedenkst Du also zu thun?“ fragte Suzanne.

Er setzte ihr hierauf auseinander, daß er zwischen zwei Auswegen schwankte, ohne sich für den einen oder den andern entscheiden zu können, da beide ungeheure Schwierigkeiten boten: entweder alles, was noch von den Werken übrig blieb, zu irgend einem Preis verkaufen, der wahrscheinlich kaum die Schuld von sechsmalshunderttausend Frank decken würde, oder neue Geldmittel aufreiben und eine Gesellschaft gründen, der er das Terrain und die geretteten Maschinen und Vorräte als seine Einlage mitbringen würde — eine Kombination, die ihm sehr wenig Aussicht auf Verwirklichung zu haben schien. Und dabei wurde es immer dringender, eine Lösung zu finden, denn mit jedem Tage wurde der Verlust größer.

„Wir haben noch die Guerdache,“ warf Suzanne ein. „Wir können die verkaufen.“

„O, die Guerdache verkaufen!“ stöhnte er auf. „Diesen Besitz verkaufen, an den wir so gewöhnt sind, an dem wir mit allen Fasern unsres Daseins hängen! Und dann sollen wir uns in irgend ein armseliges Nest vergraben! Wie qualvoll, wie entsetzlich wäre das wieder!“

Sie runzelte die Stirn, als sie sah, daß er sich noch immer nicht an den Gedanken eines stillen, einfachen Lebens gewöhnen konnte.

„Mein lieber Freund, darein müssen wir uns nun unter allen Umständen finden. Wir können unmöglich länger ein so kostspieliges Haus erhalten.“

„Nun ja, allerdings, wir werden die Guerdache verkaufen, aber später, bei günstiger Gelegenheit. Wenn wir sie jetzt zum Verkauf ausböten, so würden wir nicht die Hälfte des Wertes dafür bekommen. Man würde sehen, daß wir in einer Zwangslage sind, und alles würde sich vereinigen, um uns auszudeuten und sich an uns zu bereichern. Im übrigen ist die Guerdache Dein Eigentum. Wie aus den Verträgen hervorgeht, wurde die Hälfte Deiner Mitgift zum Ankauf des Bandhauses,

die andre Hälfte als Beitrag zum Kaufpreis der Werke verwendet. Diese gehören uns also gemeinsam, die Gierdache aber Dir allein, und nur Deinetwegen möchte ich sie so lang als möglich erhalten."

Suzanne wollte für den Augenblick nicht länger in ihn dringen, aber mit einer Gebärde drückte sie aus, daß sie seit langem zu allen Opfern entschlossen sei. Boisgelin sah sie an und schien sich plötzlich an etwas zu erinnern.

"Ja, ich wollte Dich schon fragen — hast Du Deinen ehemaligen Freund, Monsieur Froment, nicht wieder-gesehen?"

Sie blickte aufs höchste erstaunt auf. Als in Folge der Gründung der Gießerie und der daraus entstandenen scharfen Konkurrenz zwischen den beiden Unternehmungen der Bruch mit Lucas unvermeidlich geworden war, hatte diese Notwendigkeit keinen geringen Kummer zu ihren häuslichen Bitterkeiten gesügt. Sie verlor in ihm einen brüderlichen, treuen Freund, der sie getröstet und ihr beigegeben hätte. Aber sie nahm auch diesen schmerzlichen Verzicht auf sich, und sie hatte ihn seither nur hie und da auf ihren seltenen Spaziergängen gesehen, ohne je wieder ein Wort mit ihm zu sprechen. Er selbst befolgte ihr Beispiel der Zurückhaltung und der Entfagung, und es schien für immer vorbei mit ihrer innigen Freundschaft von einst. Gleichwohl brachte Suzanne dem Lebenswerk Lucas' ein leidenschaftliches Interesse entgegen, das sie vor aller Augen verbarg. Sie stand mit ihrem Herzen nach wie vor an seiner Seite, in seinen edlen Plänen, in seinem gewaltigen Ringen, ein wenig Gerechtigkeit und Liebe auf Erden heimisch zu machen. Sie hatte mit ihm gelitten, mit ihm triumphiert, und als man ihn in Folge des Meißerstichs Magnus verloren glaubte, hatte sie sich zwei Tage lang in ihr Zimmer eingeschlossen und keinen Menschen sehen wollen. Auf dem Grunde ihres Schmerzes hatte sie damals ein unerträglich qualvolles Gefühl entdeckt, entstanden aus dem Bewußtsein, daß er Josine liebte, wie sie gleichzeitig erfuhr. Hatte sie also Lucas geliebt, ohne es zu wissen? Hatte sie nicht von dem Glück, von der Seligkeit geträumt, einen Gatten zu haben wie er, der einen so herrlichen Gebrauch von seinem Reichthum gemacht hätte? Hatte sie sich nicht ausgemalt, wie sie ihm zur Seite gestanden hätte, welches Wunderwerk segensreicher Thätigkeit sie in Gemeinschaft mit ihm hätte vollbringen können. Aber er war ihr für immer verloren, er war nun der Gatte Josinens, und sie hatte entsagungsvoll ihr freudloses Dasein als verlassene Frau weitergeführt und ihr Leben nur noch ihrem Kinde gewidmet. Lucas hatte aufgehört, für sie zu existieren, und die Frage ihres Gatten griff in solche Fernen ihrer Vergangenheit zurück, daß sie wie aus einem langen Traum erwachend antwortete:

"Wie hätte ich Monsieur Froment wiedersehen sollen? Du weißt, daß unsre Beziehungen seit mehr als zehn Jahren vollständig aufgehört haben."

Boisgelin zuckte die Achseln.

"Trotz alledem hättet Ihr einander begegnen und miteinander sprechen können. Ihr verstandet Euch ja einmal so gut. Du stehst also in gar keiner Verbindung mehr mit ihm?"

"Nein," erwiderte sie kurz, "wenn es der Fall wäre, wüßtest Du es."

Ihr Erstaunen wuchs, und zugleich fühlte sie sich verlezt über diese beharrlichen Fragen. Worauf wollte er hinaus? Weshalb wünschte er, daß sie in Verbindung mit Lucas geblieben wäre? Ihre Neugierde wurde rege.

"Warum fragst Du mich das?"

"O nichts, es war nur so eine flüchtige Idee, die mir im Augenblick gekommen ist."

(Fortsetzung folgt.)

Die Dritte Kunstausstellung der Berliner Secession.

I.

Beobachtet man die großen Ausstellungen dieses Jahres daraufhin, wie sich in ihnen die deutsche Malerei darstellt, so wird man sich des Eindrucks nicht erwehren können, daß wieder einmal ein Stillstand eingetreten ist, daß im allgemeinen eine starke Unfruchtbarkeit über die einzuschlagenden Wege herrscht. Sieht man von einigen wenigen ab, so zeigt sich ein haltloses Experimentieren und Herumtasten, bei dem sehr oft das von der modernen Malerei Er-

ringene leichte Herzens abgeworfen wird, oder aber ein trivialer Naturalismus, dem es an jeder künstlerischen Durchdringung des Stoffes fehlt. Es ist daher ein besonderes Verdienst der Secession, daß sie in diesem Jahre die Meister des Auslands stärker herangezogen hat und so wieder nachdrücklich auf das hinweist, was die moderne Malerei groß gemacht hat. Es sind zum Teil ältere Bilder der großen Franzosen ausgestellt. Man muß Liebermann recht geben, wenn er in dem Vorwort zum Katalog bemerkt, daß diese Malereien uns heute schon klassisch ammen. Ist auch die Entwicklung noch darüber hinausgegangen, so zeigt doch gerade ein Vergleich dieser mit jüngeren Bildern derselben Maler, auf welche Ziele sie hinstrebten und worin das Wesentliche liegt, was die moderne Malerei erreicht hat.

Sehr nahegelegt ist ein solcher Vergleich besonders bei Camille Pissarro, von dem ein altes und ein neues Bild einander gegenübergehängt sind. In dem ersten schildert er auf einer Leinwand großen Formats ein Dorf Pontoise, das an den Abhängen eines Hügel, zum Teil in Bünnen versteckt, liegt. Es ist ein klarer Sommertag, nur einige leichte Wölkchen ziehen an dem blauen Himmel hin. Die Häuschen, die an der gewundenen Bergstraße stehen, die Bäume, die Pflanzen im Vordergrund, alles liegt im Sonnenschein. Aber dieser Schein ist matt und hat keine Leuchtkraft, wenn man die Darstellung auf dem andern Bilde dagegen hält. Dort ist Nonen am Morgen geschildert. Man sieht auf einem breiten Fluß, an dessen jenseitigem Ufer eine Fabrikstadt mit rauchenden Schloten liegt, während vorn eine Menge Arbeiter am Ufer steht, die gerade einen Dampfer bestiegen. Hier leuchtet eine edle Morgensonne, man fühlt das Klimmern und Zittern der Luft in dem weiten Raum, es weht wie ein kühler Hauch von Morgenluft aus dem Wilde. Weißblau strahlt der klare Himmel, und der von leichter Brise geträufelte Spiegel des Flusses flimmert im Sonnenschein. Auf dem alten Bilde ist alles aufs Einzelne gesehen, jeder Strauch und jedes Haus genau durchgearbeitet, hier ist vor allem die Gesamtstimmung mit außerordentlicher Klarheit herausgearbeitet, die Einzelheiten sind nur so weit gegeben, als sie diese mit bedingen, die Menschen vorn als Masse, die Häuser der Fabrikstadt in ihren großen Zügen. In diesem Gm-arbeiten auf das Ganze eines Erscheinungskomplexes, in diesem Verzicht auf alles Detail, so weit es nicht für den Eindruck in Frage kommt, ist die Grundtendenz gekennzeichnet, die sich in dem Lebenswerk aller der großen Bahnbrecher verfolgen läßt. Dabei darf aber nicht übersehen werden, wie große Schönheiten auch die alten Bilde hatten. Der alte Pissarro ist von einer wunderbaren Feinheit in der weichen Harmonie seiner grünen, braunen und blauen Töne, und es ist ganz vorzüglich herausgebracht, wie die kleinen Häuser auf dem Abhang gelagert sind.

Auch von Claude Monet werden diesmal nur alte Bilde, zwei Hafenbilder und ein Porträt, gezeigt. Wäre er auch in seiner neuesten Phase vertreten, der Abstand würde noch bei weitem größer erscheinen. Es ist dieselbe Entwicklung, nur daß die Wandlung noch radikaler war. In dem "Hafen von Honfleur", das bereits aus dem Jahre 1868 stammt, belebt eine große Zahl Fischerboote, die rechts einen dichten Mastenwald mit braunen und gelben Segeln bilden, den Spiegel des Wassers, das sich weit in die Tiefe hineinzieht. Prachtvoll ist diese Tiefe herausgebracht, von einsam schmelzender Weichheit sind die köstlichen Farbentöne, die bunten Farben der Boote, das kalte Grün ihrer Schatten im Wasser, der leicht bedeckte Himmel, der in dem sanft bewegten Wasser wiederstrahlt, — dies alles ist in großen Zügen lebensvoll hingemalt. Noch einheitlicher und größer wirkt die Naturstimmung in dem andern großen Bilde, dem "Hafen von Le Havre". Die schweren Bogen domnern gegen den Strand und fahren hochaufspringend gegen den weit in die See vorgeschobenen Damm, dunkles Gewölk hängt tief herab vom Himmel und die Leute auf dem Damm werden fast fortgeweht von der Macht des Sturmes. Das Ganze ist in einem unheimlich wirkenden säkkelnden grünlichen Ton gehalten. Aber so stark der Eindruck von den beiden Bildern ist, erinnert man sich, wie Monet heute die Luft und die See malt, so erkennt man, wie groß der Fortschritt war. Den letzten Bildern gegenüber erscheint die Wellenwand hier noch glatt und ohne Leben, der weite Raum auf dem anderen trocken und lustleer. Diese Bilde wirken ruhig, während die späteren von momentanem, zudem Leben erfüllt scheinen. Sie finden in breiten festen Flächen hingestrichen, die Monet dann auflöst und in Strichen und Flecken hinsetzt, die erst im Auge sich zu einem vibrierenden Gesamton vereinen und so dem Eindruck des Lebens selbst außerordentlich viel näher kommen. Ueberrascht wird man auch vor dem prächtigen frischen Damenporträt Monets stehen, das in altmeisterlicher Art, in einer schönen dunklen Tönung gegeben ist.

Den stärksten Eindruck unter den älteren französischen Bildern macht indessen ein großes, gleichfalls älteres Damenporträt von Renoir. Die Dame steht gegen einen Waldhintergrund, mit leichter Drehung des Körpers nach rechts gewendet; während der rechte Arm lose herabfällt, hält die Linke einen kleinen Sonnenschirm, der Gesicht und Schulter beschattet. So einfach das Motiv ist, so solet und grazios wirkt die Haltung. Von unsagbarem Reiz ist die Farbenbehandlung. Das Weiß des Kleides, das nur durch die schwarze Schärpe mit den lang herabfallenden Bändern unterbrochen wird, ist mit erlebener Feinheit durchmodelliert, und mit einer höchsten Delikatesse sind die Fleischöne des Gesichts in dem Schatten,

die Schattenpartien des Kleides und vor allem das Durchschimmern der weissen Arme durch den leichten durchbrochenen Stoff, mit dem sie bekleidet sind, behandelt. Distret hebt sich die Gestalt von dem Hintergrund ab, den dämmernden Schatten zwischen den starken Stämmen der Waldbäume, in die nur hier und da ein leichter Sonnenblick einfällt. Das Ganze ist auf eine vornehme weisgraue und graugrüne Farbentourenreihe gestimmt. Es fällt dem Beschauer schwer, von dieser Feinheit die Brücke zu finden zu der Art des kleineren Bildes „Der Gedanke“, von demselben Künstler, das aus der letzten Zeit stammt. Es ist das Brustbild einer Dame, die sich nachdenklich in die Kissen zurücklehnt. An die Stelle der Zurückhaltung in der Farbe ist ein großer Reichtum von vollen Tönen getreten, — die wohl weich und reizvoll sind, aber an die ältere Art nicht entfernt heranreichen, — an die Stelle der sorgfältigen Modellierung eine verlassene Zeichnung.

Eine andere Linie der modernen Malerei zeigen die Bilder zweier Holländer auf. Von Jozef Israëls, dem ältesten der holländischen Künstler, sind zwei Bilder ausgestellt, die zu dem Ergreifendsten gehören, was die moderne Kunst hervorgebracht hat. „Wenn man alt wird“, ist das eine betitelt. Eine Greisin sitzt am flackernden Herdfeuer und wärmt sich die zitternden Hände. Ein Bild menschlichen Glends, diese Alte mit dem gebeugten Kopf, dem vertrockneten Gesicht und den zerarbeiteten Händen, das erschütternd wirkt. Dasselbe gilt von dem andern Gemälde „In Feld und Wegen“. Bei sinkender Nacht wandert ein altes Weib mit einem Hundegesäß über das öde Feld, das unabwehrbar sich bis zu dem fernen Horizont hindehnt. Ein schwaches Rot verglüht am Himmel, dunkles Gewölke senkt sich herab, alles in tiefe Schatten hüllend. Wunderbar, wie aus der tiefen Dämmerung die Umrisse der Figuren im Vordergrund auftauchen, und wie die kaum erkennbaren Umrisse der mühsam wandernden Alten von ihrem Glend erzählen. Die künstlerischen Mittel, mit denen dies erreicht ist, sind die denkbar einfachsten. Die Bilder sind ganz in einem braungrünen und blaugrünen Gesamton gehalten, die Zeichnung begnügt sich mit den großen Linien, und doch ist eine solche Tiefe der Empfindung damit erreicht.

Jakob Maris, der schon verstorbene Künstler, bietet größere Reize auch in den rein künstlerischen Mitteln. Auch bei ihm herrscht ein dunkler brauner Grundton vor, aber dieser ist reich nuanciert, und in Landschaften und Städtebildern hebt er sich von einem leichten hellgrauen Himmel wirkungsvoll ab. Man verfolge etwa, wie in der Ansicht von Dorrecht, in der die schöne Stadtsilhouette mit der mächtigen Kirche im Mittelgrunde gegen den Himmel gesetzt ist, der Vordergrund mit den Booten durchgebildet ist und wie der Blick rechts über den Fluss hin in die Tiefe auf die im Hintergrunde liegende Stadt gezogen wird; oder wie in der „Finglandschaft“ die braune Ebene so gegeben ist, daß sie in unendliche Tiefen zu führen scheint, und wie sich dann darüber der weite Himmel wölbt, mit grauen Wolken, die schwer zusammengeballt sind und doch wirklich in der Luft schweben. Das sind malerische Glanzstücke, in denen das Eigentümliche holländischer Kunst mit der Schwere ihres landschaftlichen Charakters zu vollkommenem Ausdruck gelangt ist. —

Kleines Feuilleton.

— **Türkische Heilkünstler.** Der „Köln. Ztg.“ schreibt man: Gestern noch sah Hadshi Mustafa im Bazar und verkaufte Grünzeug und Melonen. Wie ist die Welt überrascht, am heutigen Morgen statt des Gemüses und Obstes lange Reihen von Medizinflaschen in den verschiedensten Größen zu finden, Kräutersäde und Pulverbüchsen! Hadshi Mustafa sitzt vorn am Eingang seiner Bude, hat vor sich ein dickes altes Buch und leiert unermüdet Seite um Seite herunter. Kommen die Kunden und fragen: Salein aleikum! Hadshi Mustafa, was ist geschehen? Dann hebt Hadshi Mustafa das ernste Antlitz und entgegnet: Allah ist groß! Mohammed erschien mir nachts im Traume und verurteilte mich: Du bist von Allah bestimmt worden, fortan die Leiden der Menschen zu lindern. Und alles verneigt sich vor ihm und murmelt: Allah ist groß, sein Wille geschehe, Inshallah! Solch ein Traume genügt den strengsten Forderungen des ärztlichen Befähigungsnachweises, groß und klein eilt zum neuen Doktor von Gottes Gnaden. Da die wirklichen Ärzte einen Puls fühlen, so faßt auch Hadshi Mustafa Efendi seine Patienten irgendwo am Arm und schaut dabei mit affektierter Verzückung bald zum Himmel, bald zur Erde. Schließlich sagt er dem Kranken mit ernster Stimme: Hole ein Stückchen Scherbe! Dieses Wort, gleichlautend mit dem deutschen Worte Scherbe, bedeutet ein Urinröhrchen aus Thon, das porös ist und infolgedessen das Wasser frisch und kühl erhält. Scherbestücke findet man auf allen Gassen. Der Kranke holt also schnell das Verlangte und reicht es dem Hadshi. Nun muß der Kranke einen Finger in das dicke Röhrchen, gewöhnlich den Koran, stecken, der Arzt schlägt die berührte Seite auf und liest andächtig die Stelle oder den Vers ab, worauf des Patienten Finger ruht; dann taucht er seine Schreibfeder in das Tintenfaß und schreibt auf den inneren Rand der Scherbe den Vers nieder; darauf greift er nach einer beliebigen Medizinflasche — die göttliche Inspiration läßt ihn die richtige erraten — und er gießt auf das Geschriebene so viel hinauf, bis sich

Schrift und Medizin vermischt. Das Heilmittel ist fertig! Folgende Gebrauchsanweisung wird zum Schluß dem Kranken zu teil: Gehe jetzt nach Hause; dort nimm die Scherbe in die rechte Hand und schreite dreimal um die Beluah — eine Art Senkgrube — deines Hauses, von rechts nach links, und sage mit zum Himmel gerichteten Blick den Vers, den ich früher dir vorgelesen. Dann nimm die Scherbe in die linke Hand und gehe um die Beluah von links nach rechts und sprich abermals den Vers. Und dann trinke die Medizin aus der Scherbe und du wirst gesund werden, Inshallah, so Gott will! Inshallah, wenn Gott will!

Geht es dem Patienten trotz des verordneten Heilmittels schlechter oder stirbt er gar — nun, des Hadshi Mustafa Schuld ist das nicht, Gott wollte es so und gegen Gottes Willen kann man nichts ausrichten! Schwerverrannte bestellen sich die Wunderdoktoren aus dem Bazar nach Hause. Wenn so ein Arzt zu einem Kranken gerufen wird, dann reitet er niemals auf geradem Wege hin, sondern zieht kreuz und quer und steigt mehrmals absichtlich vor den unrichtigen Häusern ab, um den bösen Geist irrezuwühren, der sich an ihn herandrängt und die von Allah inspirierten Heilungswunder zu stören sucht. Wie bei Tischlern und Schlossern sich das Handwerk von einem Geschlecht auf das andere vererbt, so vererbt sich in manchen Familien des Orients das Handwerk des Arztes. In den Provinzen, wo es keine Droguengeschäfte und keine Apotheken giebt, verschaffen sich diese Ärzte ihre Medikamente bei Verkäufen der Vorräte, die abgereiste oder verstorbene europäische Ärzte hinterlassen haben. Die in Massen wohllos aufgekauften Arzneien, von deren Nützlichkeit oder Schädlichkeit sie nicht die geringste Ahnung haben, verwenden sie nach einem einfachen System: eine Arznei nach der andern wird aufgebraucht! Verwechslungen innerer und äußerer Mittel und tödliche Vergiftungen sind die natürlichen Folgen der häufig Jahrzehnte lang dauernden Wirtshaft dieser Geistesärzte. Vor mehreren Jahren geschah es, daß sich in Stambul ein gewisser Mohammed Aga Kremli eines abends als Kapudschü oder Thorwächter niederlegte, aber nach einer traumreichen Nacht am andern Morgen als ein dreifach begnadeter Weiser der Wissenschaften erwachte: als Münedschim, Schirbas und Helim, als Astrologe, Wahrsager und Arzt. Aga bedeutet einen, der nicht lesen und nicht schreiben kann; Mohammed Aga konnte also nicht lesen und nicht schreiben, um so wunderbarer wirkte seine aus den Fingern gejegene Geheimsamkeit. Denn er heilte durch die bloße Berührung seiner Finger mit der kranken Stelle. Er nahm als Honorar niemals mehr als einen Pfaster für die Ordination, begnügte sich aber auch mit Naturalien. Trotzdem wurde er schnell ein reicher Mann, denn von morgens früh bis zum Untergang der Sonne drängte sich ganz Stambul vor dem Eingang seiner Bretterbude. —

— **Die Bernhardiner Hunde und das Telephon.** Ein französischer Tourist, der kürzlich von Martigny aus über den St. Bernhard-Paß ging, geriet etwa eine Stunde unterhalb der Paßhöhe in einen dichten Nebel. Da es ihm nicht ratsam erschien, weiter zu gehen, setzte er sich auf einen Felsblock und wartete auf die berühmten Bernhardiner Hunde, die ihn auffinden und geleiten sollten. Aber es kam kein Hund; nach einer Stunde Bartens verzog sich der Nebel und der Reisende erreichte wohlbehalten das Hospiz. Dort erkundigte er sich bei den Priestern, weshalb kein Hund ausgeschiedt worden wäre, und erhielt die Auskunft, daß die Hunde nur mehr auf telephonischen Anruf ausgesandt werden. So sonderbar das klingt, so guten Grund hat die Einrichtung in den bestehenden Verhältnissen. Der St. Bernhard-Paß, dessen Höhenwege während acht Monate im Jahre mit Schnee bedeckt sind, wird jetzt auf einer wohlgeführten und wohlgehaltenen Straße überschritten, an deren Rechten Schutzhütten angebracht sind, die selbst bei Nebel gesehen werden können, die, immer offen, gegen Sturm und Schnee Schutz gewähren. Jede dieser Schutzhütten ist mit dem Hospiz telephonisch verbunden, so daß der Wanderer bei bedeutlichem Wetter, starker Erschöpfung durch das Telephon um Hilfe bitten kann. Diese Einrichtung ist zu beiden Seiten des Passes allgemein bekannt und wird jedem Landfremden, der dieses Weges zieht, in den Thälern von Wallis und Piemont mitgeteilt. Wenn nun solcher telephonischer Hilferuf kommt, so weiß man im Hospiz auch sofort, von welcher Schutzhütte aus die Hilfe erbeten wurde. Dann wird ein Mann und ein Hund ausgeschiedt. Der Hund trägt ein Körbchen um den Hals, in dem Brot, Käse und Wein enthalten sind; er wittert schon auf zwanzig Minuten Distanz den Menschen und läuft nun voran mit seiner Labung. Diese Einrichtung erleichtert die sichere Hilfe und erspart den Injassen des Hospizes das oft unnütze planlose oder vergebliche Absuchen des Passes, und es war nur Reichtum des Franzosen, daß er sich vorher nicht erkundigt hatte. Der Sanft Bernhard-Paß ist heute noch sehr stark frequentiert. Das Hospiz bewirkt jährlich 4—5000 Touristen, 5—6000 Pilger und etwa 15 000 piemontessische Arbeiter, die in der Schweiz Arbeit suchen. Selbst im strengsten Winter passieren sechs bis acht Gäste täglich das Hospiz. Das Telephon als Rettungsanstalt bewährt sich jährlich an etlichen Tausend Menschen. —

Theater.

„Theater Charivari“ (Secessionsbrettel). Wie doch die Menschen, wenn einmal etwas einen Erfolg gehabt hat, dahinter her sind, es kennen zu lernen, zu applaudieren, zu kopieren! Nun ist der Bombenerfolg von Wolzogens Ueberbrettel da, und schon schiefen seine Epigonen allorts aus der Erde hervor. Doch daß wir ein gutes Wort nicht mißbrauchen: das sind nicht die Epigonen,

wie sie die Geschichte der Künste kennt, wie sie sich in treuer Sinegung zu der Höhe eines Meisters hinaufgearbeitet haben und nun daran allem Spotte zum Trost in entfernter Zeit festhalten und der Kunst dienen, indem sie um dieses oder jenes wertvolle Stückchen über ihn hinauszugehen streben. Das sind nicht die, so heute noch den Geist Mendelssohns oder Schumanns weiterpflegen, und auch nicht die, so da Wagner's Lebensziele mit seinen Mitteln fortführen. Das sind vielmehr die, welche beobachten, wie im Ueberbrett der „lustigen Chemain“ und die „Hafelnuß“ dem Publikum gefallen, und welche nun mit den Kopien „Das verliebte Paar“ und „Nasenbaur“ ein Geschäft zu machen suchen. Herr Albert Kühne, der künstlerische Leiter, Regisseur und Mitwirkende des „Theater Charivari“ (SeceSSIONsbrett), das vorgestern in der so recht „secessionistischen“ Gegend das Theater des Westens einigermaßen füllte, ist ein Mann von geschickten Einfällen, vorzüglicher Sprech- und Gesangkunst und jener Gleichgültigkeit gegen Unterschiede eigentlicher künstlerischer Werte, die des Erfolgs beim Unterhaltungs- publikum sicher ist. Nun würde uns ja diese Situation einen kritischen Ernst ersparen können. Wir brauchen dann nicht anfangen von dem alten Kampfe gegen die Gedichtillustrationen, gegen das „Prachtwerk“, von dem tausendmal Gesagten, daß ein Vorführen der Kunst in äußerlicher Ausstattung, die Ablenkung der Aufmerksamkeit von ihr auf die Nebendinge ihr Tod, zumal der Tod der Lyrik ist, und ganz besonders in dem Fall, wenn die Ausstattung sich dem voll menschlichen Kunstwerk des Dramas von außen nähert. Wir brauchen dann nicht sprechen von unserer Befürchtung, daß das angeblich zur Erhöhung der Liedkunst geschaffene höhere Variétés die Poesie, die Musik und den Kunstgegang ruinieren helfen wird.

Aber was uns im „Charivari“ geboten wird, tritt doch wiederum mit dem Anspruch auf, künstlerisches zu sein. Wie da ein Schwanenweib nach dem andern auftritt und auf- tanzt und aufspielt und auffingt, mit Beleuchtungseffekten übergossen wird und im Dunkel verschwindet; wie da Schnörkelstämme und Todesgrauen, Koloraturen und Gesellschaftswitze mit Selbstverhöhnung; Tanzarrangements und weiß der Wolzogen was alles, an uns vorüberfliegen; wie da Herr Albert Béla- Laszly mit seinen — durch noch primitivere unterbrochenen — Kompositionen eine nicht üble Geschicklichkeit des unteritalischen Illustrierens und des Archaisierens à la Oscar Straus entfaltet; wie schließlich auch das Charivari „seine Pradsch“, d. i. seine Elfe Koffe, und ebenso „seine Wohlbrüd“, d. i. seine Carla Lingen besitzt; darüber noch kritisch auszuholen wird man uns wohl ersparen. Ob aber z. B. ein Gustav Halle nicht protestieren würde, wenn er sähe, mit welcher halben Verteilung sein „Nachtwandler“ vorgeführt wird („Links Luischen, rechts Marie, Und voran die Musci“), lassen wir eine Frage sein. Und vergessen wir nicht, daß unsere hochgeachteten Winterkonzerte in ihrer Art ebenfalls ein Charivari sind! — sz.

Hygienisches.

6. Was sollen wir trinken? In diesen Tagen, wo Hitze und Durst mit Ausnahme der Polargebiete fast die ganze Welt beherrschen, wird die Frage nach dem geeignetsten Getränk zu einer Wichtigkeit erhoben, die eine Teilnahme auch der Wissenschaft verlangt. In Anerkennung dieser Thatsache bringt der Londoner „Lancet“ in seinem neuesten Heft einen Artikel unter dem Titel: „Was sollen wir trinken?“ Wenn man sich so recht von den Forderungen der Hygiene durchdringen läßt, so wird man die Frage glattweg mit der Antwort erledigen: Jedes kühle Getränk, das keinen Alkohol enthält, aber dies ist nur eine allgemeine und answeichende Antwort, nach der sich überdies oft genug nicht einmal der richtet, der sie gegeben hat. Gegen die Vertreter der Temperenz wird beständig und mit nicht geringer Verechtigung der Vorwurf erhoben, daß sie Wein, Bier und alle andern alkoholischen Getränke verbieten, ohne einen Ersatz von gleich antugendlicher Wirkung und gleicher Schmachhaftigkeit vorzuschlagen. Welches Mäßigkeitsgetränk kann denn wohl einen guten gegorenen Apfelwein, ein gut gebranntes Bier oder gar einen gesunden Wein ersetzen? Die sogenannten Mäßigkeitsgetränke, diese brausenden Wasser, haben meist nicht den besten Geschmack, wenn sie überhaupt einen besitzen. Man kann auch nicht immer in die Entstehung und Zusammensetzung solcher Getränke gehörig hineintreten. Manche Emouaden bestehen einfach in einer zuckerigen Lösung von Weinstein oder Citronensäure, in die etwas Kohlenäure hineingepreßt ist, und dieses Gas hat oft nicht zum geringsten Teil die Bestimmung, die mangelnde Säuremangelhaftigkeit zu verschleiern. Gerade schädlich sind ja solche Getränke nicht, aber sie sind doch sicher einem gebranten leichten Bier oder einer Mischung von frischem Citronensaft und Wasser unterlegen. Das schäumende Ingwerbier, das in England gebrant und viel getrunken wird, wird von den Temperenzlern auch angegriffen, aber es hat doch wohl noch keinen Menschen vergiftet, obgleich es nicht alkoholfrei ist, und dasselbe gilt von anderen leichten Bieren. Es wird oft vergessen, daß man bei großer Hitze auch solche Getränke kalt genießen kann, die im Winter heiß getrunken werden. Schwacher Thee und Kaffee vom Eis, oder auch Suppen sind äußerst erfrischend, gesund und schmackhaft. So kann z. B. Gersten- oder Hafermehlwasser, an der Luft abgekühlt und mit etwas Citrone versetzt, ein ausgezeichnetes und empfehlenswertes Getränk liefern, vorzüglich die Dienste leistet auch eine Mischung von Milch und Sodawasser. Immerhin muß man daran denken, daß auch unschädliche Getränke

wie diese schädlich werden können, wenn sie im Uebermaße genossen werden. Zu viel eiskaltes Wasser zu trinken kann geradezu gefährlich werden. Das erste Geheiß für die Zeit, in der der Durst häufig und ungewöhnlich stark eintritt, muß sein: nippen und nicht trinken. Eine Vermeidung des Alkohols ist zu empfehlen, weil andre Getränke mehr den ganzen Körper abkühlen. An sich ist der Durst selbstverständlich die Aeußerung eines durchaus gesunden Bedürfnisses, das auch eine gesunde Befriedigung verlangt. —

Technisches.

— Explosionsfähigkeit flüssigen Acetylens. Gelegentlich der absichtlich herbeigeführten Explosion mehrerer vier Jahre alter Stahlflaschen mit flüssigem Acetylen, deren Ventile eingetrostet und ohne Gefahr nicht wohl zu öffnen waren, wurden Beobachtungen gemacht, welche die Furcht vor dem flüssigen Acetylen als etwas übertrieben erscheinen lassen, und zugleich zeigen, daß der Zerfall des unter hohem Druck stehenden gasförmigen Acetylens keineswegs leicht herbeizuführen ist. Das unter 50 Atmosphären Druck stehende Acetylen wurde weder durch das Infanteriegeschloß noch durch die Zerkümmern der Stahlflasche mittels Explosion von Pikrinsäurepatronen zur Detonation gebracht. Hieraus geht, wie die „Zeitschr. für kompr. und flüss. Gase“ schreibt, hervor, daß die Explosion von gasförmigem Acetylen unter diesem hohen Druck nicht leichter herbeigeführt wird als bei zwei Atmosphären. Anders verhält sich das im unteren Teil der Flasche befindliche flüssige Acetylen selbst. Hier führt die heftige Erschütterung bei Zerkümmern der Gefäßwand anscheinend stets die Explosion der flüssigen Verbindung herbei. Nach den Berthelot'schen Versuchen ist es wahrscheinlich, daß auch bei einem Schlag auf den flüssigen Acetylen enthaltenden Teil der Flasche die Explosion eintritt. Festgestellt ist, daß mit flüssigem Acetylen gefüllte Behälter selbst durch heftige Detonationen, die in unmittelbarer Nähe stattfinden, regelmäßig nicht zur Explosion gebracht werden, welche Beobachtung mit den im Herbst 1896 im Laboratorium des Chemikers Isaac in Berlin, der bei dieser Explosion unglücklich gemachten Erfahrungen im Einklang stehen, indem dort zwei mit flüssigem Acetylen gefüllte Flaschen an der Explosion nicht teilnahmen. Man ersieht aus diesen Sprengversuchen, daß die Herstellung und Behandlung flüssigen Acetylens keineswegs mit so hohen Gefahren verbunden ist, als allgemein angenommen wird. — (Techn. Rundsch.)

Humoristisches.

— Unschuldig verurteilt. Herr: „Sagen Sie, gnädiges Fräulein, lieben Sie Byron?“
Fräulein: „Ne, wissen Sie, ich mag die Süddeutschen nicht leiden.“ —
— In zweiter Ehe. Junge Frau: „Wie glücklich bin ich mit Dir, geliebter Eduard! Du trägst mich auf Händen, Du schaffst mir den Himmel auf Erden, ich habe keine Sorgen, ich lebe im Wohlstand, — ach, wenn das mein erster Mann noch erlebt hätte!“ —
— Berufskrankheit. A.: „Nun, wie gefiel Dir die Sängerin?“
B.: „Ach, die hatte ja das reinste Delirium tremolens!“ — (Lust. Bl.)

Notizen.

— Leo Tolstoj liegt nach einem Telegramm der „Kowoje Wrenja“ hoffnungslos danieder. —
— Der russische „Musalmana“, der ehemals unter der Leitung Paschkins erschien, wird von dem Verlagshaus „Skorpion“ erneuert. Der erste Jahrgang ist jetzt unter dem Titel „Blumen des Nordens“ erschienen. —
— Das „Neue Theater“ eröffnet, unter der Direktion Nuschka Buge-Martin, am 31. August mit Robert Misch's Phantastspiel „Das ewig Weibliche“ seine Pforten. —
— Ein neues tschechisches Theater geht in Pilsen seiner Vollendung entgegen. —
— Bruno Walter, bisher Kapellmeister an der hiesigen Oper, ist für die Wiener Hofoper verpflichtet worden. —
— Die beiden kürzlich von der Direktion des Berliner Museums erworbenen van Dyck's sind im Vorrath der Gemäldegalerie ausgestellt. —
— Prämierung in der Großen Berliner Kunstausstellung. Die große goldene Medaille für Kunst wurde zuerkannt: 1. dem Bildhauer Professor Fritz Schaper in Berlin, 2. dem Bildhauer Robert Diez in Dresden; die kleine goldene Medaille für Kunst: 3. dem Architekten Stadtbaurat Ludwig Hoffmann in Berlin, 4. dem Bildhauer Wilhelm Haberlamp in Friedenau bei Berlin, 5. dem Bildhauer Ernst Wend in Berlin, 6. dem Radierer Ferdinand Schnurger in Wien, 7. dem Maler Adolf Hiróny-Hirscht in Rom, 8. dem Maler Albert Nabelt in Reims für Seine, 9. dem Marinemaler Hans Bohrdt in Friedenau bei Berlin. —
— Direktor Graf Görz von der Kunstschule zu Weimar hat sein Amt niedergelegt. —